

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Die Idee
Autor: Müller, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572621>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frage nach dem „Wozu“ ihres Lebenszweckes, menschlich und dichterisch gleich aufrichtig, beantwortet hat:

Wir haben zu tief in den Himmel geschaut:

Der ist so funkelblau gebaut!

Wir haben uns mutig hinübergeschwungen!

— Da ist das Erdweh leis erklungen.

Es ist im letzten und tiefsten Grunde

der himmlischen Künstlerseele unstillbare und unbezwingliche Sehnsucht nach dieser Erde, nach ihrem Werden, Sein und Vergehen, nach Lust und Leid ihres warmblütigen Menschentums, die uns diese vielversprechenden lyrischen Schöpfungen geschenkt hat.

(Fortsetzung folgt).

Gedichte von Johanna Siebel

I

Frühling blaut in Lüften wieder;
Lebensallmacht zieht die Kreise,
Und es singen werbend leise
Auch in diesem Lenz die Lieder.

Aber in den süßen Klängen
Weht es dunkel; denn die Toten,
All die frühen, senden Boten
Mit den weichen Lenzgesängen.

Und die dunkeln Töne flehen,
Daß in diesen Frühlingsgluten
Man auch an der Jugend Blüten
Denke und ihr Sterbengehen . . .

II

Es ist der uralte alte Baum;
Wohl tausendmal hat ihm zerplückt
Der Herbst sein Laub, und tausendmal
Hat ihn der Frühling neu geschmückt.

Es ist der uralte alte Baum;
Er wechselt nur sein Blätterkleid,
Und neue Sehnsucht raucht darin
Und neuer Sturm zu seiner Zeit.

Und ist die uralte alte Welt
Und hält nur, wie sein Laub der Baum,
Der Menschen Glück und Weh und Leid
In Sturm und Ruh zum Himmelsraum.

Die Idee.

Nachdruck verboten.

Skizze von Fritz Müller, Zürich.

Im Morgendämmer, als er blinzeln im Bett lag, kam sie zu ihm, die Idee zum Schriftsteller.

„Famose Idee,“ dachte er; „wenn ich dann aufgestanden bin, werde ich sie ausführen!“ Und dann schlief er nochmals ein, in den grauen Morgen hinein.

An diesem Tage stand er spät auf, unverantwortlich spät. Und er lief den ganzen Morgen mit einem schlechten Gewissen herum. An die Idee dachte er nimmer. Erst während des Mittagessens beim dritten Löffel Suppe fiel sie ihm plötzlich wieder siedend heiß ein. Das heißt, nicht die Idee selber, sondern nur die Idee der Idee oder, um von jedem Augenzwinkern

abzusehen: die Erinnerung daran, daß er heute im Morgendämmer eine famose Idee gehabt habe. Aber die Idee selbst fiel ihm und fiel ihm nicht ein. Durch das ganze Mittagessen jagte er ihr nach. Hinter dem Hackfleisch glaubte er, er habe sie. Aber beim Spinat erkannte er, daß es etwas anderes war, eine Idee vom vorigen Jahr, eine alte, und keine Spur von der famosen Idee von heute früh. Melancholisch ah er zu Ende. Traurig legte er sich zum Mittagsschlafchen aufs Sofa. Die Sofakissen hob er auf und schaute nach, als läge sie da drunter, die Idee. Dann legte er sich mit einem Seufzer lang hin und döste. Käme sie doch, käme sie doch, er war bereit . . .

Auf einmal fiel es ihm ein, unterm Sofa selber nachzusehen. Es war ja dumm, gewiß, aber wer konnte wissen, ob ihm die verlorene Idee nicht beim Bücken an den Kopf sprang. Natürlich war's dann drunten schwarz und leer und staubig. Da legte er sich wieder hin. Einschlafen wollte er. „Den Seinen schenkt's der Herr im Schlaf!“ fiel ihm ein. Den Seinen — war er einer von den Seinen? Nun, ein Heiliger war er ja nie gewesen, aber es konnte ihm doch niemand nachweisen, daß er jemals Gott geleugnet hätte. Wenigstens nicht geradezu geleugnet. Nein, das konnte ihm Gott selbst nicht nachweisen. Also hätte Gott sie ihm immerhin wieder schenken können, seine Idee...

Ueberhaupt, was war das für ein Unsinn: es war doch seine eigene Idee, die ihm niemand erst zu schenken brauchte. Die konnte er doch kommen und gehen heißen, wie er wollte. Was ging die der Herrgott an? Er pfiß mächtig empört und halbblaut durch die Zähne, wie man einem Hund in der Nähe pfeift: „Na, komm her, Waldmann, komm!“

Aber die Idee kam nicht und kam nicht. Einen Fluch stieß er aus. Mit dem schönen Nachmittagschlaf war's vorbei. Er konnte sich nur wieder an seine Arbeit setzen.

Es war die Einleitung zu einem Bäderalmanach, die man ihm übertragen hatte. Er fluchte noch lange in seine Arbeit hinein: „Eine Gemeinheit, hatte man eine so schöne Idee gehabt und mußte sich jetzt mit einem elenden Bäderalmanach herum-schlagen ...“ Aber dann arbeitete er brav durch den ganzen Nachmittag. Es war ihm, als müßte sich die Idee dann schon aus Dankbarkeit wieder einstellen. Jedoch sie stellte sich nicht ein.

„Es ist vielleicht noch nicht genug der Bravheit,“ dachte er, „vielleicht soll ich auch noch auf meinen Abendshoppen im Goldenen Engel verzichten.“

Da blieb er denn zu Hause und las ordentlich die Zeitung. Immer nach fünf Zeilen schaute er verstohlen über den Rand, ob sie noch nicht von ferne sichtbar war, seine Idee.

Ha, da war sie gewesen! Zwischen zwei Sätzen war sie aufgeglänzt, hatte ein allerliebstes Stumpfnäschen gedreht, und, whupp, schon flatterte ihr leichtes Ge-

wand um die Ecke. Ein neckisches Gelächter klang aus seinem Bücherschrank.

Ei, Bücherschrank — einen Band nach dem andern nahm er heraus, schlug ihn auf, blätterte und blätterte — Seine Idee war nicht darin. Und auf einmal fiel es ihm ganz warm ein: Deine Idee steht nirgends, niemand hat sie je gehabt außer dir, außer dir ...

Ganz fröhlich war ihm eine Zeit lang zumute. Er trällerte, er richtete sich die Schreibbögen her, er tauchte zuversichtlich ein ins Tintenfaß. Aber traurig tropfte die Tinte an der blanken Feder ab, in schwarzen Kugeln, die nach seiner Idee zielten und sie nicht trafen. Nein, nein, das nützte alles nichts. Was war denn das Bewußtsein wert, eine Idee gehabt zu haben? Sie selber mußte her, sie selber, um jeden Preis!

Gut, wenn es also mit der Tugend nicht ging, dann mit dem Umgekehrten. Er rannte in den Goldenen Engel und trank das Doppelte wie gewöhnlich. Er führte anarchistische Reden, er schlug mit der Faust auf den Tisch. Er fing mit drei Kollegen auf einmal Streit an. Er kramelte die Hemdärmel auf: He, werft mich hinaus, wenn ihr Schneid habt!

Aber dann kam ihm das alles doch noch nicht lasterhaft genug vor. Wie, wenn er sich jetzt vornähme, zügellos wie ein Condottiere der Renaissance zu leben? Natürlich, immerhin innerhalb der vom Gesetz gezogenen Grenzen. Das kam ihm schon erheblich lasterhafter vor. Als er dies beschlossen hatte, warf er noch ein Glas Bier um und beleidigte den Wirt.

Auf dem Heimweg war er allein. Jetzt konnte sie wohl wieder kommen, seine Idee, dachte er, verdient war sie doch, zum Donner auch.

Aber sie kam immer noch nicht. Auch nicht in seinen späten Schlaf. Der war ganz leer. Unglücklich wachte er auf. Zu einem alten Schriftsteller lief er, der im Rufe stand, gut und neidlos zu raten. Dieser hörte ihn ruhig an.

„Jaja, es nützt nichts,“ sagte er, „es nützt gar nichts, Ideen nachzulaufen. Stillsitzen muß man, dann kommen sie zu einem, nie umgekehrt.“

Daraufhin tat er den ganzen Tag lang nichts. Auch nicht den nächsten Tag.

Die ganze Woche faulenzte er herum und wartete auf seine Idee.

Vergeblich. Sie kam nicht wieder, nie mehr. Andere Ideen kamen und stellten sich ihm vor und wollten ihn überreden, erst mit sanfter Gewalt:

„Komm, nimm dich unser an, wir sind so übel nicht, mach unters Alte einen Strich! Vergessen ist vergessen, und wir wollen auch leben. Laß uns von deinem Herzblut trinken! Wir werden es dir danken, hoch werden wir dich tragen, komm!“

„Ach, laßt mich! Meine Idee, meine alte, schöne Idee!“

Da wurden die neuen Einlaß begehrenden Gedanken zornig: „Deine schöne Idee? Woher weißt du, daß sie gar so schön war? Beschreibe sie uns doch!“

„Ich kann nicht, das ist es ja! Aber je mehr die Zeit verrinnt, desto mehr fühle ich es: Sie muß schön gewesen sein, wunderbar schön. . . Ach, meine Idee, meine alte schöne Idee!“ Er war nahe am Weinen.

Und die neuen Gedanken zuckten die Achseln: „Gut, wenn du uns nicht willst — wir drängen uns nicht auf — jeder hat die Ideen, die er verdient!“

Beg waren sie. Er sah sich nicht einmal um nach ihnen. Denn er hatte angefangen darüber nachzugrübeln, warum die alte Idee nicht mehr zu ihm kommen wollte. Warum sie ihn nicht einmal mehr von weitem grüßen mochte mit einem Augenleuchten hinter Schleiern.

„Vielleicht bin ich ihr nicht gut genug gewesen,“ dachte er, „jaja, das ist's! Sie kam zu mir, weil sie einen Erlauchten in mir vermutete, einen von derselben hohen Herkunft wie sie. Aber als sie mir die Hand geben wollte, da haben sie ihr gesagt, daß ich nicht einmal einen ordentlichen Vater habe, daß meine Mutter mich in Not und Jammer auf die Welt gebracht hat. Natürlich, mit mir, dem Sohn einer kummerverdorrten ledigen Wäscherin, wollte diese Idee nichts zu tun haben. Hat sie damals nicht gesagt, sie bedaure, sie habe sich geirrt? Hat sie nicht ihren Geldbeutel geöffnet, um mir eine Scheidemünze anzubieten, mir, dem Bettler? Ja, wenn ich eine Mutter von Rang und Stand gehabt hätte und einen Vater, der

mir eine solide, gut untermauerte Bildung hätte geben können . . .“

Er fand sich ab, weil er sich abfinden mußte. Weil der Verleger des Bäderalmanachs mahnte, wann denn endlich einmal die Einleitung fertig werde. Weil die Forderungen des Tages und des Geldbeutels drängten.

„Erst wir, bitte, Herr Schriftsteller, dann die Idee!“

Gewiß, man konnte ja um einer Idee willen auch hungern. Aber das mußte er ja ohnehin von Zeit zu Zeit. Er konnte also ruhig abwarten, ob bei der nächsten Ebbe die Idee im Meereschlick lag, wie eine kostbare Perle in der grauen Muschel.

Die Hungertage kamen, die Hungertage gingen, Schlick ringsum und leere Muscheln.

Da gab er's ein für allemal auf. Seine Geduld und seine Hoffnung waren zu Ende. Er schimpfte auf die Idee. Er sagte ihr allerlei Schlichkeiten nach. Er behandelte sie, wie man brieflich eine Geliebte behandelt, die davongelaufen: „Du, du schlechte Idee, an meinem Busen hab ich dich genährt, ist das der Dank?“

Aber es kam nie eine Antwort.

Da wurde er elegisch, wie man elegisch wird, wenn einem die Geliebte dauernd untreu bleibt. Er sprach zu seinen Freunden von der Idee wie von einer längst verstorbenen, betrauernten Geliebten:

„Ach, Freunde, wenn die am Leben geblieben wäre, was hättet ihr da von mir erwarten dürfen . . .“

„Was denn?“ fragten sie.

„Berühmt wäre ich mit ihr geworden, versteht ihr, berühmt!“

Und seine Freunde bemühten sich, ernsthaft zu nickten, solange er sie sah. Wie er fort war, lachten sie natürlich, drehten den Daumen über die Schulter nach seiner Wohnung und sagten: „Das kennen wir, eitler Narr, du!“

Aber er fuhr fort, Trauer zu tragen um seine verlorene Idee. Mit schmerzlich verzogenem Gesicht ging er durch die Jahre und durch seine Arbeit und ward vor der Zeit gebückt.

Und eben, als der Tod ihn pflücken wollte, fiel ihm auf seinem schmalen Totenbette etwas ein.

„Wie ist mir denn,“ sagte er zum Tod,

„hat nicht jeder Sterbender noch einen Wunsch frei?“

„Allerdings, aber du mußt dich eilen!“

„Gut,“ sagte er hastig, „so möchte ich noch die Idee einmal sehen, die mir damals verloren ging, vor vielen Jahren, meine Idee, du weißt ja schon. . .“

„Ist das wirklich dein letzter Wunsch? Ueberleg's dir lieber noch einmal!“

„Nein, nein, das ist mein letzter Wunsch!“ sagte er aufrichtig und vor Erwartung fieberschauernd. Zu denken, daß die Geliebte ihn ein einziges Mal in seinem Leben auf die halbwache Stirne geküßt hatte und dann floh und nie mehr wiederkam, das ganze Leben, trotz Flehen, trotz Toben, trotz Hunger, trotz Arbeit — und jetzt erst, vom Mitleid der letzten Stunde sich erweichen lassend, ihm noch ein letztes Mal die Hand geben wollte . . .

„Aber höre mal, Tod, du mußt sie mir zuführen, so, wie sie damals zu mir kam, kein Jota anders, nicht gealtert etwa oder sonst verändert — willst du mir das versprechen?“

„Gut,“ sagte der Tod achselzuckend und machte die zugige Türe auf, „hier ist sie, deine — deine sogenannte Idee!“

Etwas wollte hereinhuscheln, so ein dünnes, bleichsüchtiges Wesen, eine armselige Idee. Aber das sah seine Mutter droben, die im Gram gestorbene ledige Wäscherin. Es gab ihr einen Stich, daß so ein elendes Geschöpf, ein fadenscheiniges, am Sterbebett ihres Sohnes sitzen sollte. Gewiß würde ihr Sohn erschrecken und ungut aus dem Leben scheiden, wie sie.

Da raffte sie in Eile allerlei feine Herrschaftswäsche zusammen, mit deren Besorgung sie damals, als es so rasch ans

Sterben ging, nicht mehr fertig geworden war und die sie deshalb in den Himmel mitgenommen hatte, um sie da fertigzuwaschen. Diese Wäsche warf sie vom Himmel herunter dem armseligen Wesen, das zu ihrem Sohne wollte, um die spitzen Schultern, die magern Arme und die kraftlosen Lenden, damit es doch nicht gar zu jämmerlich erschiene. Aber der Tod langte mit dem langen dünnen Arm durch die offene Türe und streifte zitternd, doch entschlossen die mütterliche Mitleidswäsche vom Körper der Idee.

„Nichts da,“ sagte er, „es ist ein Gesetz: Die letzten Wünsche müssen in Wahrheit und unbehängt zum Sterbenden gelangen — darf ich bitten, Fräulein Idee!“

Diese flitterte ins Sterbezimmer, lächelte süßlich und wollte sich über den Schriftsteller beugen, um ihn zu küssen . . .

Dem Sterbenden trieb's die Augen aus den Höhlen: „Was, das soll meine Idee sein, meine geliebte Idee?“ schrie er, und es warf ihn in den Rissen.

„Allerdings,“ sagte der Tod, fast mitleidig, „aber du hast es so gewollt!“

„O, was hast du aus meiner Idee gemacht, du, du Schwindler!“ keuchte der Sterbende, stieß das armselige Ding von sich und starb.

„Armer Kerl,“ murmelte der Tod, „ich will die Kosten deiner letzten Täuschung gerne auf mich nehmen.“ Dann nahm er ihn mit sich. Die armselige Idee aber legte sich — unbeleidigt, wie dergleichen Dinge nun einmal sind — in das noch warme Totenbett, deckte sich zu und sann darüber nach, wen sie morgen, knapp vor Morgen-grauen, auf die Stirne küssen wollte . . .

Schwindende Nähe

Wenn der Städte dröhnendes Werken und Hämmern
Stöhnend einschlief und verklang,
Erwachen die Seelen und Ströme beim Dämmern;
Durch alle Schatten rinnt Gesang,
Leise leuchtend. Du fühlst es gerne,
Daß selbst die Nähe unsaßbar ist —
Und der Mond durchwandert selige Ferne,
Wie ein Kind, das sich zwischen Blumen vergißt.

Max Seiling, Zürich.